

gen all die Fichten, die Häher und das beredte Laub. Und weil mir zum Bewußtsein kam, daß der Wirt keinen Groschen mehr für eine leere Siphonflasche gibt und für mich auch keine Limonade mehr ausschenkt, überlasse ich anderen den Weg durch die Durchlaßstraße und ziehe den Mantelkragen höher, wenn ich sie blicklos überquere, um hinaus zu den Gräbern zu kommen, ein Durchreisender, dem niemand seine Herkunft ansieht. Wo die Stadt aufhört, wo die Gruben sind, wo die Siebe voll Geröllresten stehen und der Sand zu singen aufgehört hat, kann man sich niederlassen einen Augenblick und das Gesicht in die Hände geben. Man weiß dann, daß alles war, wie es war, daß alles ist, wie es ist, und verzichtet, einen Grund zu suchen für alles. Denn da ist kein Stab, der dich berührt, keine Verwandlung. Die Linden und der Hollunderstrauch...? Nichts rührt dir ans Herz. Kein Gefälle früher Zeit, kein erstandenes Haus. Und nicht der Turm von Zigulln, die zwei gefangenen Bären, die Teiche, die Rosen, die Gärten voll Goldregen. Im bewegungslosen Erinnern, vor der Abreise, vor allen Abreisen, was soll uns aufgehen? Das Wenigste ist da, um uns einzuleuchten, und die Jugend gehört nicht dazu, auch die Stadt nicht, in der sie stattgehabt hat. Nur wenn der Baum vor dem Theater das Wunder tut, wenn die Fackel brennt, gelingt es mir, wie im Meer die Wasser, alles sich mischen zu sehen: die frühe Dunkelhaft mit den Flügen über Wolken in Weißglut; den Neuen Platz und seine törlichten Denkmäler mit einem Blick auf Utopia; die Sirenen von damals mit dem Liftgeräusch in einem Hochhaus; die trockenen Marmeladebrote mit einem Stein, auf den ich gebissen habe am Atlantikstrand.

Das dreißigste Jahr

Wenn einer in sein dreißigstes Jahr geht, wird man nicht aufhören, ihn jung zu nennen. Er selber aber, obgleich er keine Veränderungen an sich entdecken kann, wird unsicher; ihm ist, als stünde es ihm nicht mehr zu, sich für jung auszugeben. Und eines Morgens wacht er auf, an einem Tag, den er vergessen wird, und liegt plötzlich da, ohne sich erheben zu können, getroffen von harten Lichtstrahlen und entblößt jeder Waffe und jeden Muts für den neuen Tag. Wenn er die Augen schließt, um sich zu schützen, sinkt er zurück und treibt ab in eine Ohnmacht, mitsamt jedem gelebten Augenblick. Er sinkt und sinkt, und der Schrei wird nicht laut (auch er ihm genommen, alles ihm genommen!), und er stürzt hinunter ins Bodenlose, bis ihm die Sinne schwinden, bis alles aufgelöst, ausgelöscht und vernichtet ist, was er zu sein glaubte. Wenn er das Bewußtsein wieder gewinnt, sich zitternd besinnt und wieder zur Gestalt wird, zur Person, die in Kürze aufstehen und in den Tag hinaus muß, entdeckt er in sich aber eine wundersame neue Fähigkeit. Die Fähigkeit, sich zu erinnern. Er erinnert sich nicht wie bisher, unverhofft oder weil er es wünschte, an dies und jenes, sondern mit einem schmerzhaften Zwang an alle seine Jahre, flächige und tiefe, und an alle Orte, die er eingenommen hat in den Jahren. Er wirft das Netz Erinnerung aus, wirft es über sich und zieht sich selbst, Erbeuter und Beute in einem, über die Zeitschwelle, die Ortsschwelle, um zu sehen, wer er war und wer er geworden ist.

Denn bisher hat er einfach von einem Tag zum andern gelebt, hat jeden Tag etwas anderes versucht und ist ohne Arg gewesen. Er hat so viele Möglichkeiten für sich gesehen und er hat, zum Beispiel, gedacht, daß er alles mögliche werden könne:

Ein großer Mann, ein Leuchtfeuer, ein philosophischer Geist.

Oder ein tätiger, tüchtiger Mann; er sah sich beim Brückenbau, beim Straßenbau, im Drillich, sah sich verschwitzt herumgehen im Gelände, das Land vermessen, aus einer Blechbüchse eine dicke Suppe löffeln, einen Schnaps trinken mit den Arbeitern, schweigend. Er verstand sich nicht auf viele Worte.

Oder ein Revolutionär, der den Brand an den vermorschten Holzboden der Gesellschaft legte; er sah sich feurig und beredt, zu jedem Wagnis aufgelegt. Er begeisterte, er war im Gefängnis, er litt, scheiterte und errang den ersten Sieg.

Oder ein Müßiggänger aus Weisheit – jeden Genuß suchend und nichts als Genuß, in der Musik, in Büchern, in alten Handschriften, in fernen Ländern, an Säulen gelehnt. Er hatte ja nur dieses eine Leben zu leben, dieses eine Ich zu verspielen, begierig nach Glück, nach Schönheit, geschaffen für Glück und süchtig nach jedem Glanz!

Mit den extremsten Gedanken und den fabelhaftesten Plänen hatte er sich darum jahrelang abgegeben, und weil er nichts war außer jung und gesund, und weil er noch so viel Zeit zu haben schien, hatte er zu jeder Gelegenheitsarbeit ja gesagt. Er gab Schülern Nachhilfestunden für ein warmes Essen, verkaufte Zeitungen, schaufelte Schnee für fünf Schilling die Stunde und studierte daneben die Vorsokratiker. Er konnte nicht wählerisch sein und ging darum zu einer Firma als Werkstudent, kündigte wieder, als er bei einer Zeitung unterkam; man ließ ihn Reportagen schreiben über einen neuen Zahnbohrer, über Zwillingforschung, über die Restaurationsarbeiten am Stephansdom. Dann machte er sich eines Tages ohne Geld auf die Reise, hielt Autos an, benutzte Adressen, die ihm ein Bursche, den er kaum kannte, von jemand Dritten gegeben hatte, blieb da und dort und zog weiter. Er

trampelte durch Europa, kehrte dann aber, einem plötzlichen Entschluß folgend, um, bereitete sich auf Prüfungen für einen nützlichen Beruf vor, den er aber nicht als seinen endgültigen ansehen wollte, und er bestand die Prüfungen. Bei jeder Gelegenheit hatte er ja gesagt zu einer Freundschaft, zu einer Liebe, zu einem Ansinnen, und all dies immer auf Probe, auf Abruf. Die Welt schien ihm kündbar, er selbst sich kündbar.

Nie hat er einen Augenblick befürchtet, daß der Vorhang, wie jetzt, aufgehen könne vor seinem dreißigsten Jahr, daß das Stichwort fallen könne für ihn, und er zeigen müsse eines Tages, was er wirklich zu denken und zu tun vermochte, und daß er eingestehen müsse, worauf es ihm wirklich ankomme. Nie hat er gedacht, daß von tausendundeiner Möglichkeit vielleicht schon tausend Möglichkeiten vertan und versäumt waren – oder daß er sie hatte versäumen müssen, weil nur eine für ihn galt.

Nie hat er bedacht . . .

Nichts hat er befürchtet.

Jetzt weiß er, daß auch er in der Falle ist.

Es ist ein regnerischer Juni, mit dem dieses Jahr beginnt. Früher ist er verliebt gewesen in diesen Monat, in dem er geboren ist, in den frühen Sommer, in sein Sternbild, in die Verheißung von Wärme und guten Einflüssen guter Gestirne. Er ist nicht mehr verliebt in seinen Stern.

Und es wird ein warmer Juli.

Unruhe überfällt ihn. Er muß die Koffer packen, sein Zimmer, seine Umgebung, seine Vergangenheit kündigen. Er muß nicht nur verreisen, sondern weggehen. Er muß frei sein in diesem Jahr, alles aufgeben, den Ort, die vier Wände und die Menschen wechseln. Er muß die alten Rechnungen begleichen, sich abmelden bei einem Gönner, bei der Polizei und

der Stammtischrunde. Damit er alles los und ledig wird. Er muß nach Rom gehen, dorthin zurück, wo er am freiesten war, wo er vor Jahren sein Erwachen, das Erwachen seiner Augen, seiner Freude, seiner Maßstäbe und seiner Moral erlebt hat.

Sein Zimmer ist schon ausgeräumt, aber einiges liegt herum, von dem er nicht weiß, was damit geschehen soll: Bücher, Bilder, Prospekte von Küstenlandschaften, Stadtpläne und eine kleine Reproduktion, von der ihm nicht einfällt, woher er sie hat. „L'espérance“ heißt das Bild von Puvis de Chavannes, auf dem die Hoffnung, keusch und eckig, mit einem zaghaft grünenden Zweig in der Hand, auf einem weißen Tuch sitzt. Im Hintergrund hingetupft – einige schwarze Kreuze; in der Ferne – fest und plastisch, eine Ruine; über der Hoffnung – ein rosig verdämmernder Streif Himmel, denn es ist Abend, es ist spät, und die Nacht zieht sich zusammen. Obwohl die Nacht nicht auf dem Bild ist – sie wird kommen! Über das Bild der Hoffnung und die kindliche Hoffnung selbst wird sie hereinbrechen und sie wird diesen Zweig schwärzen und verdorren machen.

Aber das ist nur ein Bild. Er wirft es weg.

Dann liegt da noch ein feiner Seidenschal mit einem Reiß, von Staub parfümiert. Ein paar Muscheln. Steine, die er aufgehoben hat, als er nicht allein übers Land ging. Eine vertrocknete Rose, die er, als sie frisch war, nicht weggeschickt hat. Briefe, die beginnen mit „Liebster“, „Mein Geliebter“, „Du, mein Du“, „Ach“. Und das Feuer frißt sie mit einem raschen „Ach“ und rollt und bröckelt eine feine Aschenhaut. Er verbrennt die Briefe alle.

Er wird sich von den Menschen lösen, die um ihn sind, möglichst nicht zu neuen gehen. Er kann nicht mehr unter Menschen leben. Sie lähmen ihn, haben ihn sich zurechtgelegt nach eigenem Gutdünken. Man geht, sowie man eine Zeitlang

an einem Ort ist, in zu vielen Gestalten, Gerüchtgestalten, um und hat immer weniger Recht, sich auf sich selbst zu berufen. Darum möchte er sich, von nun an und für immer, in seiner wirklichen Gestalt zeigen. Hier, wo er seit langem seßhaft ist, kann er nicht damit beginnen, aber dort wird er es tun, wo er frei sein wird.

Er kommt an und trifft in Rom auf die Gestalt, die er den anderen damals zurückgelassen hat. Sie wird ihm aufgezwungen wie eine Zwangsjacke. Er tobt, wehrt sich, schlägt um sich, bis er begreift und stiller wird. Man läßt ihm keine Freiheit, weil er sich erlaubt hat, früher und als er jünger war, hier anders gewesen zu sein. Er wird sich nie und nirgends mehr befreien können, von vorn beginnen können. So nicht. Er wartet ab.

Er trifft Moll wieder. Moll, dem immer geholfen werden mußte. Moll, der sonst an den Menschen zweifelte, Moll, der verlangt, daß man sich an ihm bewährt, Moll, dem er vor langer Zeit sein ganzes Geld geborgt hat, Moll, der auch Elena kannte . . . Moll, jetzt im Glück, gibt ihm das Geld nicht zurück und ist deswegen schwierig im Umgang und leicht beleidigt. Moll, den er seinerzeit zu allen seinen Freunden gebracht hat, dem er alle Türen geöffnet hat, weil er so hilfsbedürftig war, hat sich inzwischen überall eingenistet und ihn in Verruf gebracht mit kleinen, fein dosierten Geschichten, nacherzählten, leicht gefälschten Äußerungen. Moll ruft täglich an und ist überall, wo er hingeht. Moll sorgt sich um ihn, erschleicht sich Bekenntnisse, die er an der nächsten Ecke an den Nächstbesten weitergibt und nennt sich seinen Freund. Wo Moll nicht ist, ist Molls Schatten, riesig und bedrohlicher noch in den Gedanken und Phantasien. Moll ohne Ende. Molls Terror. Moll selbst aber ist um vieles kleiner, rächt sich nur erstaunlich geschickt dafür, daß er ihm etwas schuldig ist.

Dieses Jahr beginnt schlecht. Er wird inne, daß die Gemein-

heit möglich ist und daß sie ihn erreichen kann, ja schon des öfteren ihm nahe gekommen ist, aber diesmal wirft sie sich mit Gewalt über ihn und erstickt ihn. Und es ist ihm plötzlich gewiß, daß diese Gemeinheit eine lange Geschichte haben, sich auswachsen und sein Leben durchziehen wird. Ihre Säure wird ihn immer wieder ätzen, ihn brennen, wenn er nicht mehr darauf gefaßt sein wird. Auf Moll war er nicht gefaßt.

Auf viele Moll muß er sich noch gefaßt machen, er kennt ihrer schon zu viele da und dort; erst jetzt begreift er an dem einen Moll, daß da nicht nur einer ist.

In diesem Jahr wird er irre und weiß nicht, ob er je Freunde hatte, ob er je geliebt worden ist. Ein Blitz beleuchtet alle seine Bindungen, alle Umstände, Abschiede, und er fühlt, daß er betrogen und verraten ist.

Er trifft Elena wieder. Elena, die ihm zu verstehen gibt, daß sie ihm verziehen hat. Er versucht, dankbar zu sein. Daß sie ihn erpreßt und bedroht hat, ohne Verstand in ihrer Wut war und seine Existenz vernichten wollte – und das ist erst wenige Jahre her – begreift sie selbst kaum mehr. Sie ist zur Freundschaft bereit, liebenswürdig, spricht klug, nachsichtig, wehmütig, denn sie ist jetzt verheiratet. Er war damals kurze Zeit von ihr getrennt gewesen, hatte sie, wie er sich selbst zugab, aufs dümmste betrogen. An den Rest denkt er widerwillig: an ihre Rache, seine Flucht, seine Verluste, die Wiedergutmachungen, die Scham, auch die Reue, die erneute Werbung. Jetzt hat sie ein Kind, aber als er sie arglos danach fragt, gibt sie lächelnd und zögernd zu, daß sie eben damals, in der Zeit der Trennung, schwanger geworden sei. Sie scheint einen Augenblick lang bedrückt, nicht länger. Er staunt über ihre Ruhe, ihre Gelassenheit. Er denkt, empfindungslos und ohne Erregung, daß ihr Zorn damals also geheuchelt war, daß sie keinen Grund gehabt habe für ihre Selbstgerechtigkeit, kein Recht zu der Erpressung, die er hingenommen hatte, weil er

allein sich schuldig glaubte. (Bisher meinte er, sie sei erst nach seiner Abreise, vielleicht um zu vergessen, zu einem anderen gegangen.) Er hat sich die ganze Zeit über schuldig geglaubt, und sie hatte ihn einfach an seine Schuld glauben lassen. Er atmet leise und nachdrücklich die Schuld aus und denkt: Ich bin schlecht beraten gewesen in meiner Verzweiflung. Aber ich bin jetzt noch schlechter beraten von meiner Klarsicht. Mir wird kalt. Ich hätte die Schuld lieber behalten.

Es ist Zerstörung im Gang. Ich werde von Glück reden können, wenn dieses Jahr mich nicht umbringt. Ich könnte die etruskischen Gräber besuchen, ein wenig in die Campagna fahren, in der Umgebung streunen.

Rom ist groß. Rom ist schön. Aber es ist unmöglich, hier nochmals zu leben. Wie überall mischen sich Halbfreunde unter die Freunde, und dein Freund Moll erträgt deinen Freund Moll nicht, und sie beide sind unnachtsichtig gegen deinen dritten Freund Moll. Von allen Seiten wird auf die Wand gedrückt, hinter der du Schutz suchst. Obwohl du manchmal gewünscht und gebraucht wirst, selbst Zuneigung faßt und andere brauchst, sind alle Gesten heikel, und du kannst nicht mehr mit Kopfschmerzen herumgehen; sie werden sogleich als beleidigender Unmut ausgelegt. Du kannst nicht einen Brief ohne Antwort lassen, ohne des Hochmuts, der Indolenz bezichtigt zu werden. Du kannst dich bei keiner Verabredung mehr verspäten, ohne Zorn zu erregen.

Wie aber hat das bloß angefangen? Hat nicht vor Jahren schon die Unterdrückung, die Bevormundung durch die Netzwerke der Feindschaften und Freundschaften eingesetzt, bald nachdem er sich in die Händel der Gesellschaft hatte verstricken lassen. Hat er nicht, in seiner Mutlosigkeit, seither ein Doppelleben ausgebildet, ein Vielfachleben, um überhaupt noch leben zu können? Beträgt er nicht schon alle und jeden und vielfach sich selber? Eine gute Herkunft hat ihm ge-

schenkt: die Anlage zur Freundlichkeit, zum Vertrauen. Seine gute Sehnsucht ist gewesen: das barbarische Verlangen nach Ungleichheit, höchster Vernunft und Einsicht. Hinzuerworben hat er nur die Erfahrung, daß die Menschen sich an einem vergingen, daß man selbst sich auch an ihnen verging und daß es Augenblicke gibt, in denen man grau wird vor Kränkung – daß jeder gekränkt wird bis in den Tod von den anderen. Und daß sich alle vor dem Tod fürchten, in den allein sie sich retten können vor der ungeheuerlichen Kränkung, die das Leben ist.

August! Da waren sie, die Tage aus Eisen, die in der Schmiede zum Glühen gebracht wurden. Die Zeit dröhnte.

Die Strände waren belagert, und das Meer wälzte nicht mehr seine Wellenheere heran, sondern täuschte Erschöpfung vor, die tiefe, blaue.

Am Rost, im Sand, gebraten, geflammt: das leicht verderbliche Fleisch des Menschen. Vor dem Meer, auf den Dünen: das Fleisch.

Ihm war angst, weil der Sommer sich so verausgabte. Weil das bedeutete, daß bald der Herbst kam. Der August war voll Panik, voll Zwang, zuzugreifen und schnell zu leben.

In den Dünen ließen sich alle Frauen umarmen, hinter den Felsen, in den Kabinen, in den Autos, die unter den Pinien-schatten standen; selbst in der Stadt, hinter den herabgelassenen Persianen am Nachmittag, boten sie sich im Halbschlaf an oder sie blieben, eine Stunde später, auf dem Corso mit ihren hohen Absätzen hängen im aufgeweichten Asphalt der flautenstillen Straßen und griffen, Halt suchend, nach einem Arm, der vorüberstreifte.

Kein Wort wurde in diesem Sommer gesprochen. Kein Name genannt.

Er pendelte zwischen dem Meer und der Stadt hin und her,

zwischen hellen und dunklen Körpern, von einer Augenblicksgier zur andern, zwischen Sonnengischt und Nachtstrand, mit Haut und Haar gepackt vom Sommer. Und die Sonne rollte jeden Morgen schneller herauf und stürzte immer früher hinunter vor den unersättlichen Augen, ins Meer.

Er betete die Erde und das Meer und die Sonne an, die ihn so fürchterlich gegenwärtig bedrängten. Die Melonen reiften; er zerfleischte sie. Er kam vor Durst um.

Er liebte eine Milliarde Frauen, alle gleichzeitig und ohne Unterschied.

Wer bin ich denn, im goldnen September, wenn ich alles von mir streife, was man aus mir gemacht hat? Wer, wenn die Wolken fliegen!

Der Geist, den mein Fleisch beherbergt, ist ein noch größerer Betrüger als sein scheinheiliger Wirt. Ihn anzutreffen, muß ich vor allem fürchten. Denn nichts, was ich denke, hat mit mir zu schaffen. Nichts anderes ist jeder Gedanke als das Aufgehen fremder Samen. Nichts von all dem, was mich berührt hat, bin ich fähig zu denken, und ich denke Dinge, die mich nicht berührt haben.

Ich denke politisch, sozial und noch in ein paar anderen Kategorien und hier und da einsam und zwecklos, aber immer denke ich in einem Spiel mit vorgefundenen Spielregeln und einmal vielleicht auch daran, die Regeln zu ändern. Das Spiel nicht. Niemals!

Ich, dieses Bündel aus Reflexen und einem gut erzogenen Willen, *Ich* ernährt vom Abfall aus Geschichte, Abfällen von Trieb und Instinkt, *Ich* mit einem Fuß in der Wildnis und dem anderen auf der Hauptstraße zur ewigen Zivilisation. *Ich undurchdringlich*, aus allen Materialien gemischt, verfilzt, unlöslich und trotzdem auszulöschen durch einen Schlag auf den Hinterkopf. Zum Schweigen gebrachtes *Ich aus Schweigen* . . .

Warum habe ich einen Sommer lang Zerstörung gesucht im Rausch oder die Steigerung im Rausch? – doch nur, um nicht gewahr zu werden, daß ich ein verlassenes Instrument bin, auf dem jemand, lang ist's her, ein paar Töne angeschlagen hat, die ich hilflos variere, aus denen ich wütend versuche, ein Stück Klang zu machen, das meine Handschrift trägt. Meine Handschrift! Als ob es darauf ankäme, daß irgend etwas meine Handschrift trägt! Blitze sind durch Bäume gefahren und haben sie gespalten. Wahnsinn ist über die Menschen gekommen und hat sie innen zerstückt. Heuschreckenschwärme sind über die Felder gefallen und haben die Fraßspur gelassen. Fluten haben Hügel verheert, die Wildbäche den Abhang. Die Erdbeben haben nicht geruht. Das sind Handschriften, die einzigen!

Wäre ich nicht in die Bücher getaucht, in Geschichten und Legenden, in die Zeitungen, die Nachrichten, wäre nicht alles Mitteilbare aufgewachsen in mir, wäre ich ein Nichts, eine Versammlung unverständener Vorkommnisse. (Und das wäre vielleicht gut, dann fiel mir etwas Neues ein!) Daß ich sehen kann, daß ich hören kann, das verdiene ich nicht, aber meine Gefühle, die verdiene ich wahrhaftig, diese Reiher über weißen Stränden, diese Wanderer nachts, die hungrigen Vagabunden, die mein Herz zur Landstraße nehmen. Ich wollte, ich könnte all denen, die an ihre einzigartigen Köpfe und die harte Währung ihrer Gedanken glauben, zurufen: seid guten Glaubens! Aber sie sind außer Kurs gesetzt, diese Münzen, mit denen ihr klimpert, ihr wißt es nur noch nicht. Zieht sie aus dem Verkehr mitsamt den abgebildeten Totenköpfen und Adlern. Gebt zu, daß es vorbei ist mit Griechenland und Budhaland, mit Aufklärung und Alchimie. Gebt zu, daß ihr nur ein von den Alten möbliertes Land bewohnt, daß eure Ansichten nur gemietet sind, gepachtet die Bilder eurer Welt. Gebt zu, daß ihr, wo ihr wirklich bezahlt, mit eurem Leben,

es nur jenseits der Sperre tut, wenn ihr Abschied genommen habt von allem, was euch so teuer ist – auf Landeplätzen, Flugbasen, und nur von dort aus den eigenen Weg und eure Fahrt antretet, von imaginierte Station zu imaginierte Station, Weiterreisende, denen es um Ankommen nicht zu tun sein darf!

Flugversuch! Neuer Liebesversuch! Da eine immense unbegriffene Welt sich zu deiner Verzweiflung anbietet – laß fahren dahin!

Schattenschlaf, geflügelte Heiterkeit über Abgründen. Wenn einer den anderen nicht mehr umschlingt, still für sich gehen läßt, wenn der Polyp Mensch seinen Fangarm einzieht, nicht mehr den Nächsten verschlingt . . . Menschlichkeit: den Abstand wahren können.

Haltet Abstand von mir, oder ich sterbe, oder ich morde, oder ich morde mich selber. Abstand, um Gottes willen!

Ich bin zornig, von einem Zorn, der nicht Anfang und Ende hat. Mein Zorn, der von einer frühen Eiszeit herrührt und sich gegen die eisige Zeit jetzt wendet . . . Denn wenn die Welt zu Ende geht – und alle sagen's, die Gläubigen und die Abergläubischen, die Wissenschaftler und die Propheten, einmal wird sie zu Ende gehen – warum dann nicht vor dem Ausrotieren oder vor dem Knall oder vor dem Jüngsten Gericht? Warum dann nicht aus Einsicht und Zorn? Warum sollte sich dieses Geschlecht nicht sittlich verhalten können und ein Ende setzen? Das Ende der Heiligen, der unfruchtbar Fruchtbaren, der wahrhaft Liebenden. Dagegen wäre zufällig nichts zu sagen.

Er erwachte immer schwerer an den Morgen. Er blinzelte in das wenige Licht, drehte sich weg, vergrub seinen Kopf im Kissen. Er bat um mehr Schlaf. Komm, schöner Herbst. In diesem Oktober der letzten Rosen . . .

Es gibt allerdings eine Insel, von der ihm einer erzählt hat, in der Ägäis, auf der es nur Blumen und steinerne Löwen gibt; die gleichen Blumen, die bei uns bescheiden und kurz blühen, kommen dort zweimal im Jahr, groß und leuchtend. Die knappe Erde, der abweisende Fels spornen sie an. Die Armut treibt sie in die Arme der Schönheit.

Er schlief meist bis tief in den Nachmittag und half sich mit Liebhabereien über den Abend. Er gab immer mehr Unmut preis bei diesem Ausschlafen und schlief sich Kraft zusammen. Ihm schien plötzlich die Zeit nicht mehr kostbar, nicht mehr vernutzbar. Er mußte auch nichts Bestimmtes tun, um zufrieden zu sein, keinen Wunsch oder Ehrgeiz mehr befriedigen, um am Leben zu bleiben.

Die Besonderheit dieses abtretenden Jahres war es, mit dem Licht zu geizen. Auch die Lichttage trugen Grau.

Er ging jetzt immer auf kleine Plätze, ins Ghetto oder in die Cafés der Kutscher nach Trastevere, und trank dort langsam, Tag für Tag zu der gleichen Stunde, seinen Campari. Er bekam Gewohnheiten, pflegte sie, auch die allerkleinsten. Diesen seinen Verknöcherungen sah er mit Wohlgefallen zu. Am Telefon sagte er oft: Meine Lieben, heute kann ich leider nicht. Vielleicht nächste Woche. – In der darauffolgenden Woche stellte er das Telefon ab. Auch in den Briefen ließ er sich auf keine Versprechungen und Erklärungen mehr ein. So viele unnütze Stunden hatte er mit anderen verbracht, und jetzt nutzte er die Stunden zwar auch nicht, aber er bog sie zu sich her, roch an ihnen. Er kam in den Genuß der Zeit; ihr Geschmack war rein und gut. Er wollte sich ganz auf sich selbst zurückziehen. Aber das bemerkte niemand oder niemand wollte es wahrhaben. In den Vorstellungen der Mitwelt ging er noch verschwenderisch um, war er immer noch ein Hans Dampf in allen Gassen, und manchmal traf er seine wolkige Gestalt in der Stadt und grüßte sie zurückhaltend.

weil er sie kannte von früher. Von heute war sie nicht. Heute war er ein anderer. Gut fühlte er sich allein, er forderte nichts mehr, trug die Wunschgebäude ab, gab seine Hoffnungen auf und wurde einfacher von Tag zu Tag. Er fing an, demütig von der Welt zu denken. Er suchte nach einer Pflicht, er wollte dienen.

Einen Baum pflanzen. Ein Kind zeugen.

Ist das bescheiden genug? Ist es einfach genug?

Wenn er sich umsähe nach einem Stück Land und einer Frau – und er kennt Leute, die das getan haben in aller Bescheidenheit – dann könnte er um acht Uhr früh aus dem Haus und an seine Arbeit gehen, im Getriebe einen Platz ausfüllen, von den Ratenzahlungen auf Möbel und von den staatlichen Kinderzulagen Gebrauch machen. Er könnte, was er erlernt hat, monatlich in Geldscheinen bedankt sehen und sie dazu verwenden, sich und den Seinen ein ruhiges Wochenende zu machen. Er könnte den Kreislauf mitbeleben, mitkreisen.

Das würde ihm gut gefallen. Besonders: einen Baum zu pflanzen. Er könnte ihn durch alle Jahreszeiten beobachten, Ringe ansetzen sehen und seine Kinder hinaufklettern lassen. Ernten würden ihm gefallen. Äpfel. Obwohl er keine Äpfel essen mag, besteht er auf einem Apfelbaum. Und einen Sohn zu haben, das wäre nach seinem Geschmack, obwohl es ihm, wenn er Kinder sieht, gleichgültig ist, welchen Geschlechts sie sind. Der Sohn würde auch wieder Kinder haben, Söhne.

Aber eine Ernte, die so fern ist, draußen im Garten, den andere übernehmen werden, draußen in der Zeit, in der er kein Leben mehr haben wird! Dieser Schauder! Und hier ist der ganze Erdkreis voll von Bäumen und Kindern, krätzigen, verkrüppelten Bäumen, hungernden Kindern, und keine Hilfe reicht aus, um ihnen zu einem würdigen Dasein zu verhelfen. Pfleg einen wilden Baum, nimm dich dieser Kinder an,

tu es, wenn du kannst, schütz auch nur einen Baum vom Gefälltwerden und sprich dann weiter!

Hoffnung: ich hoffe, daß nichts eintritt, wie ich es erhoffe. Ich erhoffe, wenn Baum und Kind mir zukommen sollen, daß dies zu einer Zeit geschieht, in der mir jede Hoffnung darauf abhanden gekommen ist und jede Bescheidenheit. Dann werde ich auch umgehen können mit beiden, gut und bestimmt, und sie verlassen können in meiner Todesstunde.

Aber ich lebe ja. Ich lebe! Daran ist nicht zu rütteln.

Einmal, als er kaum zwanzig Jahre alt war, hatte er in der Wiener Nationalbibliothek alle Dinge zu Ende gedacht und dann erfahren, daß er ja lebte. Er lag über den Büchern wie ein Ertrinkender und dachte, während die kleinen grünen Lampen brannten und die Leser auf leisen Sohlen schlichen, leise husteten, leise umblättern, als fürchteten sie, die Geister zu wecken, die zwischen den Buchdeckeln hausten. Er dachte – wenn jemand versteht, was das heißt! Er weiß noch genau den Augenblick, als er einem Problem der Erkenntnis nachging und alle Begriffe locker und handlich in seinem Kopf lagen. Und als er dachte und dachte und wie auf einer Schaukel hoch und höher flog, ohne Schwindelgefühl, und als er sich den herrlichsten Schwung gab, da fühlte er sich gegen eine Decke fliegen, durch die er oben durchstoßen mußte. Ein Glücksgefühl wie nie zuvor hatte ihn erfaßt, weil er in diesem Augenblick daran war, etwas, das sich auf alles und aufs Letzte bezog, zu begreifen. Er würde durchstoßen mit dem nächsten Gedanken! Da geschah es. Da traf und rührte ihn ein Schlag, inwendig im Kopf; ein Schmerz entstand, der ihn ablassen hieß, er verlangsamte sein Denken, verwirrte sich und sprang von der Schaukel ab. Er hatte seine Kapazität zu denken überschritten oder vielleicht konnte dort kein Mensch weiterdenken, wo er gewesen war. Oben, im

Kopf, an seiner Schädeldecke, klickte etwas, es klickte beängstigend und hörte nicht auf, einige Sekunden lang. Er meinte, irrsinnig geworden zu sein, und umkrallte sein Buch mit den Händen. Er ließ den Kopf vorüber sinken und schloß die Augen, ohnmächtig bei vollem Bewußtsein.

Er war am Ende.

Er war mehr am Ende als je, als wenn er bei einer Frau war und wenn in seinem Gehirn alle Leitungen einen Augenblick lang unterbrochen waren, er die Vernichtung seiner Person erhoffte, sich eintreten fühlte in das Reich der Gattung. Denn was hier vernichtet worden war, in dem großen alten Saal, beim Licht der grünen Lämpchen, in der Stille der feierlichen Buchstabenabspeisung, war ein Geschöpf, das sich zu weit erhoben hatte, ein Flügelwesen, das durch blaudämmernde Gänge einem Lichtquell zustrebte, und, genau genommen, ein Mensch, nicht mehr als ein Widerpart, sondern als der mögliche Mitwisser der Schöpfung. Er wurde vernichtet als möglicher Mitwisser, und von nun an würde er nie wieder so hoch steigen und an die Logik rühren können, an die die Welt hängt ist.

Er wußte sich abgewiesen, unfähig, und von Stund an war ihm die Wissenschaft ein Greuel, weil er sich darin vergangen hatte, weil er zu weit gegangen und dabei vernichtet worden war. Er konnte nur noch dies und jenes dazulernen, ein Handlanger werden und seinen Verstand geschmeidig erhalten, aber das interessierte ihn nicht. Er hätte sich gern außerhalb aufgestellt, über die Grenze hinübergesehen und von dorthier zurück auf sich und die Welt und die Sprache und jede Bedingung. Er wäre gerne mit einer neuen Sprache wiedergekehrt, die getaugt hätte, das erfahrene Geheimnis auszudrücken.

So aber war alles verwirkt. Er lebte, ja, er lebte, das fühlte er zum ersten Mal. Aber er wußte jetzt, daß er in einem Ge-

fängnis lebte, daß er sich darin einrichten mußte und bald wüten würde und diese einzige verfügbare Gaunersprache würde mitsprechen müssen, um nicht so verlassen zu sein. Er würde seine Suppe auslöffeln müssen und am letzten Tag stolz oder feig sein, schweigen, verachten oder wütend zu dem Gott reden, den er hier nicht antreffen konnte und der ihn dort nicht zugelassen hatte. Denn hätte er mit dieser Welt hier etwas zu tun, mit dieser Sprache, so wäre er kein Gott. Gott kann nicht sein in diesem Wahn, kann nicht in ihm sein, kann nur damit zu tun haben, daß dieser Wahn ist, daß da dieser Wahn ist und kein Ende des Wahnes ist!

Im Winter desselben Jahres war er mit Leni in die Berge gefahren, auf die Rax, an dem Wochenende, ja, er weiß es genau. Jetzt erst weiß er es genau. Sie hatten gefroren, gezittert, sich verängstigt aneinander geklammert in der Sturmnacht. Die viel zu dünne schäbige Decke hatten sie einander abwechselnd zugeschoben, dann wieder im Halbschlaf einer dem andern entrissen. Zuvor war er bei Moll gewesen und hatte ihm alles anvertraut. Er war zu Moll gerannt, weil er nicht wußte, was zu machen war, er verstand nichts von alledem, kannte keinen Arzt, kannte sich mit sich selbst und Leni nicht aus, mit Frauen nicht aus. Leni war so jung, er war so jung, und sein Wissen, mit dem er sich aufspielte vor ihr, rührte von Moll her, der sich auskannte oder vorgab, sich auszukennen. Moll hatte die Tabletten besorgt, die er Leni an dem Abend in der Skihütte zu schlucken befahl. Mit Moll hatte er alles beredet, und obwohl ihm so elend war, hatte er sich beneiden lassen von ihm. (Eine Jungfrau, das ist mir noch nicht untergekommen in dieser Stadt, sprich dich aus, alter Freund!) Getrunken hatte er mit Moll und in seinem Rausch Molls Ansichten inhaliert. (Rechtzeitig Schluß machen. Da gibt's nur eines. Sich aus der Affäre ziehen. An die

Zukunft denken. Der Stein um den Hals.) Aber in der Schneenacht graute ihm vor sich selber, vor Moll, vor Leni, die er nicht mehr anrühren mochte, seit er wußte, was ihr bevorstand, nie mehr wollte er diesen knöchernen faden Körper, diese geruchlose Kindfrau anrühren, und darum stand er auf mitten in der Nacht und ging noch einmal hinunter ins Gastzimmer, setzte sich an einen leeren Tisch und bemitleidete sich, bis er nicht mehr allein war, bis die beiden blonden Skifahrerinnen sich zu ihm setzten, bis er betrunken war und mit den beiden hinaufging, hinterdreinging wie ein Verurteilter, in dasselbe Stockwerk, in dem Leni wach lag und weinte oder schlief und im Schlaf weinte. Als er mit den beiden Mädchen in der Kammer war und sich mit ihnen lachen hörte, schien ihm alles einfach und leicht. Alles das gab es noch für ihn, alles konnte er fordern; es war so leicht, er hatte nur noch nicht die richtige Einstellung, aber er würde sie haben, jetzt gleich und von da an für immer. Er fühlte sich als Mitwisser eines Geheimnisses der Leichtigkeit, der Billigkeit und eines frevellosen Frevels. Noch ehe er die eine zu küssen anfang, war Leni schon preisgegeben. Noch ehe er einen Rest von Widerstand und Scham überwand und der anderen ins Haar fuhr, war die Angst abgetan. Doch dann bezahlte er, denn er konnte seine Ohren nicht verschließen vor den schrillen Worten und dem irren Gestammel, das ihn einkreiste. Er konnte nicht mehr zurück und er konnte seine Augen nicht schließen, bezahlte mit seinen Augen für alles, was ihm vorher und nachher zu sehen geschenkt war in den Nächten, in denen Licht brannte. Am nächsten Morgen war Leni verschwunden. Als er nach Wien zurückkam, schloß er sich ein paar Tage ein, er ging nicht zu ihr, ging nie mehr zu ihr, und er hörte nie wieder von ihr. Jahre später erst betrat er das Haus im III. Bezirk, in dem sie wohnte; aber sie wohnte nicht mehr dort. Er traute sich auch jetzt nicht, nach ihr zu forschen,

wäre auch sofort wieder gegangen, geflohen, wenn sie noch da gewohnt hätte. Manchmal sah er sie, in Gespensterstunden, mit aufgedunsenem Gesicht die Donau hinuntertreiben oder das Kind in einem Kinderwagen durch den Stadtpark schieben (und an solchen Tagen mied er den Stadtpark) oder er sah sie ohne Kind, weil das Kind doch gar nicht leben konnte, wie sie als Verkäuferin in einem Geschäft stand und ihn, noch ehe sie ihn sah, nach seinem Wunsch fragte. Er sah sie auch glücklich verheiratet mit einem Vertreter in der Provinz. Aber er sah sie doch nie wieder. Und er vergrub so tief in sich, daß es nur selten hochstieg, das Bild von der Schneenacht, von dem Sturm, von dem bis zu den kleinen Hüttenfenstern hochgewehten Schnee, dem Licht, das gebrannt hatte über drei verschlungenen Körpern und einem Gekicher, Hexengekicher und blonden Haaren.

Wenn die Kirche im Dorf gelassen ist, wenn einer in die Grube gefallen ist, die er einem anderen grub, wenn sich das Sprichwörtliche erfüllt und alle Voraussagen über Mondwechsel und Sonnengang wieder einmal recht behalten haben – mit einem Wort, wenn die Rechnung vorläufig aufgeht und alles, was im All fliegen soll, fliegt, dann muß er den Kopf schütteln und denken, in welcher Zeit er lebt.

Er ist, wie alle, nicht gut vorbereitet; er weiß nur den geringsten Teil und jeder weiß ja nur einen allergeringsten Teil von dem, was vorgeht.

Er weiß zufällig, daß es Roboter gibt, die sich nicht irren, und er kennt einen Straßenbahnführer, der sich schon einmal geirrt hat mit der Abfahrtszeit und dem Vorfahrtsrecht. Vielleicht irren sich die Sterne und Kometen, wenn zuviel dazwischenkommt, aus Zerstreuung und Müdigkeit und weil sie abgelenkt werden vom alten poetischen Vortrag ihres Lichts.

Er möchte nicht oben sein, aber es ist ihm recht, daß es oben weitergeht, weil oben auch unten ist, also daß es rundherum weitergeht, denn aufzuhalten ist es nicht. Niemand hält es auf. Man hält die Gedanken nicht auf und kein Werkzeug zu ihrer Verlängerung. Es ist auch gleich, ob man links oder rechts durch den Raum fliegt, da alles schon fliegt, die Erde etwa, und wenn noch Flug im Flug ist, um so besser, daß es fliegt und sich dreht, damit man weiß, wie sehr es sich dreht und daß nirgends ein Halt ist, nicht im gestirnten Himmel über dir . . .

Aber in dir drinnen, wo du kaum aufkommst und nicht sehr mitfliegst, wo zwar auch kein Halt ist, aber ein gestockter, zäher Brei von alten Fragen, die nichts mit Fliegen zu tun haben und Abschlußbasen, wo du das Steuer nur ruckweise und kaum spürbar drehen kannst, wo die Moral von der ganzen Geschichte gemacht wird, weil in ihr selbst keine ist, wo du die Moral von der Moral suchst und die Rechnung nicht aufgeht.

Wo einer eine Grube gräbt und selbst hineinfällt, wo du klebst und dich windest und noch immer klebst und nicht weiter kannst

Weil dir dort kein Licht aufgeht (und was hilft's dir dann, alles zu wissen über die Lichtgeschwindigkeit?), weil dir kein Licht aufgeht über die Welt und dich und die ganzen Leben und Unleben und Tode

Weil hier nur Marter ist, weil du in der Gaunersprache das rechte Wort nicht findest und die Welt nicht löst

Nur die Gleichung löst du, die die Welt auch ist

Die Welt ist auch eine Gleichung, die löst sich und dann ist Gold gleich Gold und Dreck gleich Dreck

Aber nichts ist dem gleich in dir und nichts gleich der Welt in dir

Wenn du das aufgeben könntest, austreten könntest aus

deiner gewohnten Beklemmung über das Gute und das Böse und in dem Brei alter Fragen nicht weiterrührtest, wenn du den Mut hättest, einzutreten in den Fortschritt

Nicht nur in den vom Gaslicht zur Elektrizität, vom Ballon zur Rakete (die subalterne Verbesserung)

Wenn du den Menschen aufgäbst, den alten, und einen neuen annähmst, dann

Dann, wenn die Welt nicht mehr weiterginge zwischen Mann und Frau, so wie jetzt, zwischen Wahrheit und Lüge, wie Wahrheit jetzt und Lüge jetzt

Wenn das alles zum Teufel ginge

Wenn du die Rechnung, auf die du Wert legst, neu aufstelltest und ihr Rechnung trügst

Wenn du ein Flieger wärest und, ohne zu deuteln, deine Bögen flögst, wenn du nur Nachricht gäbst, Bericht, nicht mehr die Geschichte von alldem zusammen, von dir und noch einem und einem Dritten

Dann, wenn du heil wärest und nicht mehr verwundet, gekränkt, süchtig nach Reinheit und Rache

Wenn du keine Märchen mehr glaubtest und dich nicht mehr fürchtetest im Dunkeln

Wenn du nicht mehr wagen müßtest und verlieren oder gewinnen, sondern machtest

Machst, den Handgriff in der größeren Ordnung, denkst in der Ordnung, wenn du in der Ordnung wärest, in der Rechnung, aufgingst in der hellen Ordnung

Dann, wenn du nicht mehr meinst, daß es besser gehen müsse „im Rahmen des Gegebenen“, daß die Reichen nicht mehr reich und die Armen nicht mehr arm sein dürften, die Unschuldigen nicht mehr verurteilt und die Schuldigen gerichtet werden sollten

Wenn du nicht mehr trösten und Gutes tun willst und keinen Trost mehr verlangst und Hilfe

Wenn das Mitleid und das Leid zum Teufel gegangen sind und der Teufel zum Teufel, dann!

Dann, wenn die Welt dort angefaßt wird, wo sie sich auch anfassen läßt, wo sie das Geheimnis der Drehbarkeit hat, wo sie noch keusch ist, wo sie noch nicht geliebt und geschändet worden ist, wo die Heiligen sich noch nicht für sie verwandt und die Verbrecher keinen Blutfleck gelassen haben

Wenn der neue Status geschaffen ist

Wenn die Nachfolge in keinem Geist mehr angetreten wird

Wenn endlich endlich kommt

Dann

Dann spring noch einmal auf und reiß die alte schimpfliche Ordnung ein. Dann sei anders, damit die Welt sich verändert, damit sie die Richtung ändert, endlich! Dann, tritt du sie an!

Wenn er in sein dreißigstes Jahr geht und der Winter kommt, wenn eine Eisklammer November und Dezember zusammenhält und sein Herz frostet, schläft er ein über seinen Qualen. Er flieht in den Schlaf, flieht zurück ins Erwachen, flieht bleibend und reisend, geht durch die Verlassenheit kleiner Städte und kann keine Türklinke mehr niederdrücken, keinen Gruß mehr entbieten, weil er nicht angesehen und angesprochen werden will. Er möchte sich wie eine Zwiebel, wie eine Wurzel unter die Erde verkriechen, wo sie warm geblieben ist. Überwintern mit seinen Gedanken und Gefühlen. Mit einem schrumpfenden Mund schweigen. Er wünscht, daß alle Äußerungen, Beleidigungen, Verheißungen, die er ausgesprochen hat, ungültig würden, vergessen bei allen und er vergessen bei allen.

Aber kaum ist er befestigt in der Stille, kaum wähnt er sich eingepuppt, behält er nicht mehr recht. Ein naßkalter Wind treibt seine Erwartungslosigkeit um die Ecke, über einen Blumenstand mit Sterbeblumen und Wintergrün. Und plötz-

lich hält er die Schneeglocken in der Hand, die er nicht kaufen wollte – er, der mit leeren Händen gehen wollte! Die Schneeglöckchen beginnen wild und lautlos zu läuten, und er geht hin, wo ihn sein Verderben erwartet. Voller Erwartung und wie noch nie, mit der Erwartung und dem Erlösungswunsch aus allen Jahren.

Erst jetzt, nachdem er sich ruhig und glücklich gepriesen hat, nachdem er alle glaublichen Erfahrungen gemacht hat, kommt die unglaubliche Liebe. Mit Todesriten und den kulturellen Schmerzen, die jeden Tag anders verlaufen.

Von dieser Stunde an, noch eh die Blumen ihre Empfängerin kennenlernten, war er nicht mehr Herr seiner selbst, sondern ausgeliefert, verdammt, und sein Fleisch zog ihn mit sich in die Hölle. Er ging acht Tage lang und, nach dem ersten Bruch und Rettungsversuch, nochmals acht Tage lang in die Hölle. Sympathie, Wohltaten, Wohlgefallen hatten keinen Raum. Sie war nicht eine Frau, die so oder so aussah und so oder so war; ihren Namen konnte er nicht aussprechen, weil sie keinen hatte, wie das Glück selbst, von dem er geschleift wurde ohne Rücksicht. Er war in einem Zustand des Außer-sichseins, in dem der Geschmack eines Mundes nicht mehr wahrgenommen wird, in dem keine Geste Zeit läßt, eine andere auszudenken, in dem Liebe zur Revanche wird für alles, was auf Erden erträglich ist. Die Liebe war unerträglich. Sie erwartete nichts, forderte nichts und schenkte nichts. Sie ließ sich nicht einfrieden, hegen und mit Gefühlen bepflanzen, sondern trat über die Grenzen und machte alle Gefühle nieder.

Er war noch nie ohne Gefühl gewesen, ohne Komplikation, und nun war er zum erstenmal leer, ausgewrungen, und spürte nur mehr mit tiefer Befriedigung, wie eine Welle ihn in kurzen Abständen gegen einen Felsen hob und hinschlug und wieder zurücknahm.

Er liebte. Er war von allem frei, aller Eigenschaften, Gedanken und Ziele beraubt in dieser Katastrophe, in der nichts gut und schlecht oder recht und unrecht war, und er war sicher, daß es keinen Weg weiter oder heraus gab, den man als Weg hätte bezeichnen können. Während anderswo allorten die anderen eine Arbeit taten, um Werke bekümmert waren, liebte er vollkommen. Es nahm mehr Kraft in Anspruch, als zu arbeiten und zu leben. Die Augenblicke glühten, die Zeit wurde zur schwarzen Brandspur dahinter, und er, von Augenblick zu Augenblick, trat immer lebendiger hervor als ein Wesen von reiner Bestimmung, in dem nur ein einziges Element herrschte.

Er packte seine Koffer, weil er instinktiv begriff, daß auch die erste Stunde Liebe schon zuviel gewesen war, und suchte mit der letzten Kraft seine Zuflucht im Abreisen. Er schrieb drei Briefe. In dem ersten beschuldigte er sich selbst der Schwäche, im zweiten seine Geliebte, im dritten verzichtete er darauf, nach einer Schuld zu suchen, und hinterließ seine Adresse. „Schreib mir bitte postlagernd nach Neapel, nach Brindisi, nach Athen, Konstantinopel . . .“

Er kam aber nicht weit. Ihm ging auf, daß mit der Abreise alles zusammenbrach, er hatte nur mehr wenig Geld, das letzte schon ausgegeben, um die Wohnung vor auszubezahlen, um sie halten zu können, einen Ort trotz allem halten zu können. Er lungerte im Hafen von Brindisi herum, verhandelte seine Habe bis auf zwei Anzüge und suchte nach Schwarzarbeit. Aber er taugte wohl nicht zu solchen Arbeiten und zu diesen Gefährlichkeiten, in die er jetzt hineingeraten konnte. Er wußte nicht mehr weiter, schlief zwei Nächte im Freien, fing an, die Polizei zu fürchten, den Schmutz zu fürchten, das Elend, den Untergang. Ja, er würde untergehen. Dann schrieb er einen vierten Brief: „Ich habe jetzt noch zwei Anzüge, die gebügelt werden müßten, meine zwei Pfeifen und

das Feuerzeug, das du mir geschenkt hast. Es ist kein Benzin mehr drin. Wenn du mich aber vor dem Sommer nicht sehen willst, dich nicht von N. trennen kannst vor dem Sommer . . .“

Vor dem Sommer!

„Und wenn du dann noch immer nicht weißt, mit wem und warum und wozu, mein Gott . . . Aber wenn du es wüßtest, dann wüßte ich es vielleicht nicht, und es wäre mir noch erbärmlicher zumute. Ich kann in keinem Weg mehr einen Weg sehen. Wir hätten es nicht überleben sollen.“

Vor dem Sommer! Dann würde er dieses Jahr abgebußt haben, und alles, was er später aus dem Stoff von dreißig Jahren bereiten konnte, versprach ihm, gewöhnlich zu werden. Oh, müssen wir wirklich alt, häßlich, faltig und schwach-sinnig, beschränkt und verstehend werden, damit unser Los sich erfüllt? Nichts gegen die Alten, sagte er zu sich, es ist ja bald auch so weit für mich, und ich fühle schon den Schauder, mit dem alle meine Jahre über mich kommen werden. Bald. Noch aber stehe ich dagegen, noch will ich's nicht glauben, daß dieses Licht erlöschen kann, Jugend, dies ewiglich scheinende Licht. Als es aber immer kurzatmiger und hung- rig zu flackern begann, und da alle Versuche, Arbeit zu finden oder weiterzukommen mit einem Schiff – all diese unsinnigen Unterfangen, die einem jüngeren Menschen oder einem Irren besser angestanden wären – fehlgeschlagen waren, schrieb er nach Hause. Er schrieb beinahe die Wahrheit und bat seinen Vater zum ersten Mal um Hilfe. Ihm war elend zumute, denn er war dreißig Jahre alt, und früher hatte er es immer verstanden, sich durchzuschlagen. Nie war er so kraftlos und hilflos gewesen. Er bekannte seinen Zusammenbruch ein und bat um Geld. Er sollte nie schneller Geld erhalten. Er hatte sich noch nicht von der raschen Rettung er- holt, da war er schon auf der Rückreise. Er ging über Venedig.

Dort kam er spätabends vor dem Markusplatz an, steuerte

auf ihn zu. Die Bühne war leer. Die Zuschauer waren von den Sitzen geschwemmt. Das Meer hatte den Himmel über- stiegen, die Lagunen waren voll von Geflacker, da die Leuch- ter und Laternen ihr Licht nach unten ins Wasser geworfen hatten.

Licht, liches Leuchten, fern vom Gelichter. Er geisterte durch. Von Anfang an hatte es ihn getrieben, Schutz in der Schönheit zu suchen, im Anschauen, und wenn er darin ruhte, sagte er sich: Wie schön! Das ist schön, schön, es ist schön. Laß es immer so schön sein und mich meinetwegen verderben für das Schöne und was ich meine damit, für Schönheit, für dieses „Mehr als . . .“, für dieses Gelungensein. Ich wüßte kein Paradies, in das ich, nach dem, was war, hinein möchte. Aber da ist mein Paradies, wo das Schöne ist.

Ich verspreche, mich damit nicht aufzuhalten, denn die Schönheit ist anrühig, kein Schutz mehr, und die Schmerzen verlaufen schon wieder anders.

Früher hatte er nie gewußt, wie man reist. Er stieg in die Züge mit Herzklopfen und wenig Geld. In den Städten kam er immer nachts an, wenn Ströme von umsichtigen Fremden längst alle Hotelzimmer an sich gerissen hatten und seine Freunde schon schliefen. Einmal ging er die ganze Nacht spazieren, weil er kein Bett fand. Auf den Schiffen fuhr er mit noch größerem Herzklopfen und in den Flugzeugen hielt er vor Entzücken den Atem an. Diesmal aber hatte er den Fahr- plan gelesen, sein neues Gepäck gezählt, einen Träger genom- men. Er hatte einen reservierten Platz und Reiselektüre. Er wußte, wo er umsteigen wollte, und das Geld ging ihm nicht schon auf dem Bahnsteig aus, nachdem er einen Kaffee ge- trunken hatte. Er reiste wie ein Mensch von Distinktion und so ruhig, daß keiner ihm sein Vorhaben ansah. Er hatte vor, das Wanderleben zu beenden. Er wollte umkehren. Er fuhr in die Stadt zurück, die er am meisten geliebt hatte und in

der er Steuern hatte zahlen müssen, auch Lehrgeld, Studien-
geld und sonst noch einiges. Er fuhr nach Wien – mit dem
Wort „heim“ hielt er trotzdem an sich.

Er legte sich im Abteil nieder, den Kopf auf seinem zu-
sammengerollten Mantel und dachte nach. Auf diesem La-
ger würde er durch Europa rollen, aufschrecken aus Träumen,
frieren, wenn er den vertrauten Gebirgen nah kam, dösen,
sich peinlich erinnern. Er wollte an den Ausgangspunkt zu-
rückkehren, denn er hatte von dem, was man die Welt nennt,
genug gesehen.

Er quartierte sich in einem kleinen Hotel in der Inneren
Stadt ein, in der Nähe der Post. Nie hatte er in Wien in einem
Hotel gewohnt. Er war hier Untermieter gewesen, ohne und
mit Badbenützung, ohne und mit Telefonbenützung. Bei Ver-
wandten, bei einer alleinstehenden Krankenschwester, die sei-
nen Tabakgeruch schlecht vertrug, bei einer Generalswitwe,
für deren Katzen und Kakteen er, wenn sie zur Kur fuhr,
hatte sorgen müssen.

Zwei Tage lang war er so unschlüssig, daß er es nicht wagte,
jemand anzurufen. Niemand erwartete ihn; einigen Leuten
hatte er zu lange nicht geschrieben, andere wieder hatten auf
seine Briefe nie Antwort gegeben. Er fühlte plötzlich, daß
seine Rückkehr eine Unmöglichkeit war aus vielen Gründen.
Genausowenig hätte ein Toter wiederkommen dürfen. Es ist
niemand erlaubt, fortzusetzen, wo man abgebrochen hat. Da
ist niemand, sagte er sich, niemand, der noch auf mich zählt.
Er ging essen, in ein Restaurant, in das er sich früher nie hin-
eingewagt hätte, las die Speisekarte geläufiger als anderswo,
er meinte gerührt zu sein über jede seltsame, lang vermißte
Bezeichnung, aber er war es nicht. Er erkannte die alten ver-
mißten Glocken beim Mittagsläuten. In ihm blieb es totenstill.
Er traf zufällig Bekannte am Graben, traf mehr Bekannte,
und, von den bedeutungsvollen Zufällen ermuntert, schloß er

sich allen übereifrig und verlegen an. Er fing unsicher zu
erzählen an von seinem Leben, das er anderswo geführt hatte,
und brach gleich wieder ab, weil ihm klar wurde, daß sein
Leben anderswo allen als ein Verrat galt, über den es besser
war, Schweigen zu bewahren.

Er kaufte sich einen Stadtplan in einer Buchhandlung,
für die Stadt, in der er jeden Geruch kannte und über die er
nichts Wissenswertes wußte. Er schlug das Buch auf, setzte
sich damit auf eine regennasse Bank im Stadtpark, fürchtete
anzufrieren und ging dann, den Sternchen nach, zu dem gro-
ßen Palast mit der Rüstungssammlung und in das Kunsthisto-
rische Museum, zur Gloriette und zu den Kirchen mit den Ba-
rockengeln. Am Abend fuhr er bei Sonnenuntergang auf den
Kahlenberg und schaute auf die Stadt hinunter, von einem
empfohlenen Punkt aus. Er hielt sich die Hand vor die Augen
und dachte: Das alles ist nicht möglich! Es ist nicht möglich,
daß ich diese Stadt gekannt habe. So nicht.

Anderntags traf er sich mit Freunden. Er wußte überhaupt
nicht, wovon sie redeten, aber alle Namen, die fielen, waren
ihm bekannt, und selbst, wenn die Gesichter dazu sich nicht
mehr einstellten – er kannte sie alle. Die Etiketten waren
geblieben. Er nickte zu allem, was er hörte, bestätigend, es
erschien ihm aber doch unwirklich, daß es das alles gab: neue
Kinder einer alten Freundin, Berufswechsel, Korruption,
Skandale, Premieren, Liebschaften, Geschäfte.

(Mein Vorhaben: Ankommen!)

Er trifft Moll wieder, den Wunderknaben, das Genie Moll,
das zwanzigjährig alle geblendet hat, den reinen Geist Moll,
der für ein Butterbrot seinerzeit seine vielbewunderten Stu-
dien über den Wertzerfall und die Kulturkrise einer christ-
lichen Redaktion zur Verfügung gestellt hat. Moll ist ironisch
geworden, bezieht die höchsten Honorare, eilt von Kongreß
zu Kongreß, Moll, über den man sich lustig macht und der

sich über sich selbst lustig macht, Moll, der jetzt bei Round-Table-Gesprächen vom einstigen Vermögen zehrt und die Welt keines neuen Einfalls für wert erachtet. Moll, der abends zum französischen Botschafter muß und nächsten Tag früh den Beirat bei einer Konferenz abgibt, Moll, noch immer der Jüngsten einer, aalglatt, meinungslos Meinungen vertretend, Moll auf der Butterseite, Moll mit Verachtung für unsichere Existenzen, selbst der unsichersten eine . . . Moll rät ihm: „Steig bei uns ein.“ (Die Gaunersprache zur Perfektion gebracht!) Moll überlegen, Moll mit Sinn für alles und alle Leute, die er vor Jahren verachtet hat. Molls Händedruck, sparsam, aber fest. „Allora, bye bye. Mach's gut. Alsdann. Überleg es dir. Schreib, wenn du was brauchst.“

Er verabschiedet sich von Moll, den sparsamen Händedruck sparsam erwidern, und geht in ein altes kleines Kaffeehaus. Der Ober stutzt, erkennt ihn, das liebenswürdig traurige Männlein. Und, diesmal muß er nicht reden, nicht Hände schütteln, sich anstrengen; die Phrase bleibt ihm erspart, ein Lächeln genügt, sie lächeln einander töricht zu, zwei Männer, die vieles an sich haben vorbeigehen sehen, Jahre, Menschen, Glücke, Unglücke, und alles, was der alte Mann ausdrücken will – Freude, Erinnerung – zeigt er ihm damit, daß er ihm genau die Zeitungen hinlegt, die er hier einst verlangt und gelesen hat.

Er muß nach dem Stapel von Zeitungen greifen, das ist er dem Alten schuldig; er ist es ihm gerne schuldig. Endlich ist er hier etwas freudig und ohne Widerstand schuldig.

Absichtslos beginnt er zu lesen, die Schlagzeilen, Lokales, Kulturelles, Vermischtes, den Sportbericht. Das Datum spielt keine Rolle, er hätte die Zeitung auch mit einer von vor fünf Jahren vertauschen können, er liest nur den Tonfall, die unverkennbare Schrift, die Anordnung, das Satzbild. Er weiß, wie nirgends, was links oben und rechts unten abgehandelt

wird, was man hier in den Zeitungen für gut und was für schlecht hält. Nur hier und da hat sich unbeholfen eine neue Vokabel eingeschlichen.

Plötzlich steht ein Mann vor ihm, seines Alters, der ihn begrüßt; er müßte ihn kennen, aber es will ihm nicht einfallen, wer das ist – doch, es ist natürlich Moll, der da steht, und er muß Moll hastig und erfreut bitten, Platz zu nehmen an seinem Tisch. Moll, den schüchternen Bildungshungrigen, der einmal ergründen wollte, was der neue Stil sei, und der ihn nun gefunden hat. Moll, der also heute weiß, wie man wohnen, malen, schreiben, denken und komponieren muß. Endgültig, entschieden. Der einst tastende, suchende Moll, gespeist von den Erkenntnissen einer ihm vorangegangenen Generation, hat verdaut und kaut das Verschlungene wieder. Molls System. Molls Unfehlbarkeit. Moll als Kunstrichter. Moll, der Unerbittliche, *odi profanum vulgus*, Moll, der die Sprache verloren hat und dafür mit zweitausend Pfauenfedern aus anderen Sprachen paradiert. Moll, der Romane nicht mehr lesen kann, Moll, für den das Gedicht keine Zukunft hat, Moll, der für die Kastration der Musik eintritt und der die Malerei der Leinwand entfremden will. Moll, schäumend, unbarmherzig, mißverstanden, verweisend auf die Größe von *Guilielmus Apuliensis* (ca. 1100) . . . Moll, der von allen Malern Erhard Schön für den erstaunlichsten hält. Moll wegweisend. Moll, der entrüstet schweigt, wenn von einem Gegenstand die Rede ist, der dem anderen bekannt ist, darbt als Hilfsbeamter, als Sammler obskurer Texte, als Übergangener. Moll, eifersüchtig darauf bedacht, daß man ihn verkennt und übergeht, rächt sich durch ätzende Bitterkeit, strafende Blicke an jeder schönen Frau, an einem Sonntag, an einer Frucht, an einer Gunst. Moll, der Märtyrer. Moll verachtet natürlich ihn, Molls alten Freund, weil er jetzt auf die Uhr sieht und merkt, daß es Zeit ist zu gehen. Moll, der nach

der inneren Uhr lebt, die sein strenger Geist aufzieht, seine Gerechtsamkeit ticken läßt . . .

So vergeht ein Tag mit Zusammenstößen, und er erleidet sie in einer Welt, in der für ihn alle Menschen zu Geistern geworden sind. Er ist schlecht gegen Geister gewappnet. Das zeigt auch der folgende Tag.

Er trifft Moll wieder, da die Welt eines jeden voll von den Molls ist. Aber an diesen Moll erinnert er sich kaum. Es ist der Weißt-du-noch-Moll. Es nützt ihm nichts, keine Ahnung zu haben, denn Moll erinnert sich um so besser an alles. Moll erinnert ihn daran, wie er, Molls Mitschüler, zum erstenmal betrunken war und nur mehr lallen konnte, wie er sich übergeben mußte, und Moll hat ihn damals nach Hause gebracht. Moll weiß noch den Tag, an dem er, Molls Freund, eine Riesendummheit gemacht hat, Moll, der die Negative seines Lebens in der Hand hat, seine Pleiten, seine Gewöhnlichkeiten getreu aufbewahrt hat. Moll, der Kumpan, Moll, der mit ihm achtzehnjährig beim Militär war, Moll, der in der Erinnerung wieder bei der „Wehrmacht“ ist, Moll, der eine Sprache führt, die ihm Übelkeit verursacht, weil sie ihn glauben machen soll, er habe einmal die gleiche Sprache geführt. Moll, der ihn herausgehauen hat, Moll, der Stärkere, ihn, den Schwächeren. Moll, der die Dinge beim Namen nennt, was-ist-denn-aus-der-blonden-Puppe-geworden? heiraten-das-fehlt-noch! Moll, der schmiert, der sich auskennt, der sich kein X für ein U vormachen läßt, der die Weiber nimmt, wie sie genommen werden wollen, und die Chefs, die ihn können, der die Brüder kennt und die Weiber kennt. Moll, für den alles Politik ist und dem die Politik gestohlen werden kann, Moll, die Laus im Pelz, Moll, demzufolge der Krieg noch nicht verloren ist, der nächste jedenfalls, für den die Italiener ein Diebsgesindel sind, die Franzosen verweichlicht, die Russen Untermenschen, und der weiß, wie die Engländer im Grunde sind

und wie im Grund die Welt ist, ein Geschäft, ein Handel, ein Witz, eine Schweinerei. Moll: „Aber ich habe dich doch früher gekannt, mach mir nichts vor, mir kannst du nichts vormachen!“

Wie vermeidet man Moll? Welchen Sinn hat es, dieser Hydra Moll ein Haupt abzuschlagen, wenn ihr an Stelle eines jeden wieder zehn neue nachwachsen!

Wenn er sich auch nicht daran erinnert, Moll je ein Recht auf eine einzige dieser Erinnerungen eingeräumt zu haben, so weiß er doch, wie es in Zukunft sein wird: Moll wird an allen Ecken und Enden auftauchen, immer wieder.

Abstand, oder ich morde! Haltet Abstand von mir!

Am Ende einer dieser Nächte, in denen die Wiederbegegnungen über ihn und die anderen richteten, stand er mit drei Gestalten und einer jungen Frau, die er früher eine Zeitlang ohne Erfolg umworben hatte, vor einer Würstelbude. Er hatte zuvor mit Helene in einer Bar getanzt, seinen Mund auf ihrer Schulter bewegt. Er hatte sich nicht entschließen können, sie auf den Mund zu küssen, obwohl er sicher war, daß er es diesmal tun konnte. Trotzdem ging er mit ihr, nachdem sie sich von den anderen verabschiedet hatten, in ihre Wohnung und trank bei ihr Kaffee. Sie hatte eine Art, vage zu sprechen, die er sofort wieder annahm. Wahrscheinlich hatte er damals so mit ihr geredet, Zwischentöne gebraucht, Halbheiten geübt, Zweideutigkeiten, und nun konnte nichts mehr klar und gerade werden zwischen ihnen. Es war spät, das Zimmer war verraucht, ihr Parfum verflogen. Ehe er ging, nahm er sie, zögernd und ausgehöhlt vor Müdigkeit, in den Arm. Er war sehr höflich; er wandte sich auf dem Treppenabsatz um, winkte zurück, als fiele es ihm schwer zu gehen. Es war seine letzte Heuchelei, und er sah dabei in ihr Gesicht, das ihn, hart und welk werdend, verscheuchte. Draußen war der Tag angebrochen oder was sich für Tag ausgab: Frühe, Nebel.

Er erreichte das Hotel, übernächtigt und schlafschau, und bettete sich wie ein Kranker, schluckte zwei Tabletten und gab sich endlich auf. Er erwachte erst, als es schon wieder Abend war, warm und mit einem flauen Geschmack im Mund, der vom zu langen Schlaf herrührte und in dem ihm alle Begegnungen in der Stadt zergingen. Er packte seine Koffer, warf Hemden, Bürsten, Schuhe durcheinander hinein, als eilte es ihm sehr und als käme es auf kein Ordnungsmachen mehr an. Auf dem Bahnhof erst suchte er nach einem Zug, mit dem Zeigefinger auf der Abfahrtsliste.

Er geriet in den ungünstigsten Zug, einen Eilzug, der an jeder Station hielt, und mußte dann die halbe Nacht auf einem Provinzbahnhof, dessen Wartesaal geschlossen war, auf und ab gehen in der Winternacht, mit den Füßen auf den Boden trampeln und in die Hände klatschen. Er hätte sich gerne auf einen Gepäckwagen gesetzt und wäre eingeschlafen für immer. Aber ihm war nicht kalt genug, er war nicht müde genug. Seine Verlassenheit reichte für ein solches Ende nicht aus. Auf der Weiterreise hörte er sich Geschichten eines Mitreisenden an, der ihm darlegte, wieviel Prozent aller Irren sich für Napoleon, wieviel für den letzten Kaiser, für Lindbergh, Hitler oder Gandhi hielten. Es erwachte Interesse in ihm, und er fragte, ob man sich denn ohne Schaden für sich selber halten könne und ob das nicht auch Irrsinn sei. Der Mann, ein Psychiater vermutlich, klopfte seine Pfeife aus, wechselte das Thema und erzählte von anderen Prozentsätzen und Therapien gegen diese und jene Prozente. Er stocherte mit dem Pfeifenputzer in seiner Nase und sagte: „Sie, zum Beispiel, Sie leiden an . . . Sie machen sich zuviel daraus . . . Daran leiden wir natürlich alle, es ist nichts Besonderes.“

Der nächste Zug trug ihn durch eine schauervolle Nacht – die Räder sprangen in größeren Stationen auf andere Schienen und rollten voll Erbitterung, während er, eingeklemmt

mit zehn Personen in einem Abteil, nach Luft rang, zur Seite sah, wenn die ältliche Frau neben ihm ihr Kind stillte, wenn ihr Mann, sein bleichstüchtiges Gegenüber, ausspuckte nach jedem Hustenanfall, und er wurde darüber fast verrückt, daß ein anderer Mann an der Tür schnarchte. Die Füße und Beine aller kamen durcheinander, jeder kämpfte um fünf Zentimeter Platz und versuchte, die anderen zu verdrängen. Plötzlich entdeckte er sich dabei, wie auch er mit seinem Ellenbogen sich ausbreitete, um die Frau mit dem Kind zurückzudrängen. Er war wieder mitten unter leibhaftigen Menschen, kämpfte zäh um seine Stellung, um seinen Platz, um sein Leben. Einmal schlief er kurz ein. Im Traum stürzte auf ihn die Stadt herab, mit der Karlskirche voran, mit ihren Palais und Parks und ganzen Straßenzügen; der Traum hatte wahrscheinlich nur eine Sekunde gedauert, denn er erwachte, tödlich erschreckt, von einem Schlag auf den Kopf. Er wußte sofort, ohne nachdenken zu müssen, daß der Zug mit einem anderen zusammengestoßen war. Ein Koffer war aus dem Netz gesprungen und hatte ihn getroffen. Er wußte auch sofort, daß der Zusammenstoß unerheblich war, denn es war nicht die Zeit, in der ihm etwas geschehen konnte. Keine frühe Vollendung. Kein früher Abgang. Keine herzbewegende Tragik. Nach ein paar Stunden konnte weitergefahren werden, alle waren erleichtert wie nach einer leichten Herzattacke. Niemand war verletzt, der Schaden gering. Er versuchte, sich an den Traum von der Stadt zu erinnern, den der Zusammenprall der Züge in ihm ausgelöst hatte oder der dem Ruck vorgegangen war, und es war ihm, als müßte er die Stadt nun nie wiedersehen, aber erinnern würde er sich von nun an für immer, wie sie war und wie er in ihr gelebt hatte.

Stadt ohne Gewähr!

Laßt mich nicht von irgendeiner Stadt reden, sondern von

der einzigen, in der meine Ängste und Hoffnungen aus so vielen Jahren ins Netz gingen. Wie eine große, schlampige Fischerin sehe ich sie noch immer an dem großen gleichmäßigen Strom sitzen und ihre silbrige und verweste Beute einziehen. Silbrig die Angst, verwest die Hoffnung.

Beim Schwarzwasser der Donau und dem Kastanienhimmel über den schimmelgrünen Kuppeln:

Laßt mich etwas von ihrem Geist hervorkehren aus dem Staub und ihren Ungeist dem Staub überantworten! Dann mag der Wind kommen und ein Herz hinwegfegen, das hier stolz und beleidigt war!

Strandgutstadt!

Denn Länder wurden an sie geschwemmt und Güter aus anderen Ländern: die Kreuzstichdecken der Slowaken und die pechigen Schnurrbärte der Montenegriner, die Eierkörbe der Bulgaren und ein aufsässiger Akzent aus Ungarn.

Türkenmondstadt! Barrikadenstadt!

Soviel zerbröckelter Stein, sovielen hohle Wände sind da, daß man es flüstern hört von langher, von weither.

O alle die Nächte, die aufkamen in Wien, soviel bittere Nächte! Und alle die Tage, die es dir hinwarf mit dem Gessum aus Schulhäusern und Irrenanstalten, Altersheimen und Krankenzimmern, wenig gelüftet und selten geweißt, alle die Tage, von ganz schüchternen Kastanienblüten umschwärmt! O alle die Fenster, die nie aufgingen, alle die Tore, als ging's durch kein Tor hinaus, als gäb es den Himmel nicht!

Endstadt! als gäb es kein Gleis hinaus!

Hofrätliches und Abgetretenes in Kanzleien. Nie ein hartes Wort in den Vorzimmern, immer ein kränkendes. (Hinhalten, nicht abweisen.)

Es ist die Frage, ob man lieben muß, was man nicht lieben mag, aber die Stadt ist schön und ein umständlicher Dichter stieg auf den Turm von St. Stephan und huldigte ihr.

Alles ist eine Frage des Nachgebens, des Beipflichtens. Aber einige tranken den Schierlingsbecher unbedingt.

Die üble Nachrede ist mit dem weichen Herz im Vertrag.

Aber einige hatten ein Herz mit einem wilden flachsigen Muskel und eine Rede, die in Rom gegolten hätte. Sie waren feindselig, verhaßt und einsam. Sie dachten genau, hielten sich rein und ließen die Quallen unter sich.

Einige hatten Worte zur Verfügung, die sie wie Leuchtkäfer in die anbrechende Nacht schickten und über die Grenzen. Und einer hatte eine Stirn, die blau und tragisch erglühte zwischen den Gezeiten aus Sprachlosigkeit.

Scheiterhaufenstadt, in der die herrlichsten Musiken ins Feuer geworfen wurden, in der bespioniert und geschmäht wurde, was von den aufrechten Ketzern kam, den ungeduligen Selbstmördern, den gründlichen Entdeckern, und alles, was von dem geradesten Geist war.

Schweigestadt! Stumme Inquisitorin mit dem unverbindlichen Lächeln.

- - - aber das Schluchzen aus lockeren Pflastersteinen, wenn einer darübertorkelt, jung, geschunden vom Schweigen, ermordet vom Lächeln. Wohin mit dem aufkommenden Schrei aus einer Tragödie?!

Komödiantenstadt! Stadt der frivolen Engel und einer Handvoll versatzamtreicher Dämonen.

Schüchterne Stadt im Zwiegespräch, schüchterner Keim in einem Gespräch von morgen.

Stadt der Witzmacher, der Speichellecker, der Spießgesellen. (Für eine Pointe wird eine Wahrheit geopfert, und gut gesagt ist halb gelogen.)

Peststadt mit dem Todesgeruch!

Beim Schwarzwasser der Donau und dem schmutzigen Öl in der Weite:

Laßt mich an den Glanz eines Tages denken, den ich auch
gesehen habe, grün und weiß und nüchtern,
nach gefallenem Regen,
als die Stadt gewaschen war und gereinigt,
als sternförmig die Straßen von ihrem Kern,
ihrem starken Herz, ausliefen, gereinigt,
als die Kinder in allen Stockwerken eine neue Etüde zu
üben anfangen,
als die Straßenbahnen vom Zentralfriedhof wiederkamen
mit allen Kränzen und A Sternsträußen vom vergangenen
Jahr,
weil Auferstehung war,
vom Tod,
vom Vergessen!

Über das Ende der Reise schwieg er. Er hatte sie nicht
beenden, sondern verschwinden wollen am Ende, spurlos, un-
auffindbar. Er hatte endlich die Mittel gefunden, sich im Ge-
heimen einen Auftrag geben zu lassen, der ihn nach Indone-
sien geführt hätte. In Indonesien brach der Krieg aus, als er
die Flugkarten lösen wollte. Der Auftrag wurde hinfällig, und
um einen anderen – um in ein anderes fernes Land zu kom-
men – mochte er sich nicht mehr bemühen; er nahm es als
ein Zeichen, daß er nicht gehen sollte. Er blieb in Rom. Ge-
dacht hatte er es sich so: Weggehen mit ihr, deren Namen er
nie auszusprechen wagte. Fliehen mit ihr, nie mehr zurück-
kommen nach Europa, einfach leben mit ihr, wo Sonne war,
Früchte waren, mit ihrem Körper leben, in keinem anderen
Zusammenhang mehr und fern von allem, was bisher gewe-
sen war. In ihrem Haar leben, in ihrem Mundwinkel, in ihrem
Schoß.

Er hat immer das Absolute geliebt und den Aufbruch da-
hin, und „sie“ war nun der erste Mensch, der ihm, in bezug

auf einen anderen Menschen, den Wunsch eingab, aufzubre-
chen und ihn mitzunehmen dahin. In allen Augenblicken, wo
dieses Äußerste ihm vorschwebte, wo es zum Greifen nah war,
ist er ein Raub des Fiebers geworden, hat die Sprache ver-
loren, sich verzehrt danach, die Sprache dafür zu finden. Er
hat sich verzehrt danach, einen Schritt dahin tun zu kön-
nen, wo dies Äußerste für ihn war und wollte handeln da-
nach, ohne Rücksicht.

Aber immer ist dann einer auf ihn zugetreten, hat ihm einen
Brief überbracht, der ihn an eine früher eingegangene Ver-
pflichtung mahnte, an einen Erkrankten, einen Angehörigen,
einen Durchreisenden oder an einen Termin für eine Arbeit.
Oder es hat sich einer in dem Moment, als er alle Fesseln ab-
werfen wollte, an ihn gehängt wie ein Ertrinkender.

„Laß mich in Frieden. Laß mich doch in Ruh!“ hat er dann
gesagt und ist ans Fenster getreten, als gäbe es draußen etwas
Besonderes zu sehen.

„Aber wir müssen noch heute Klarheit haben. Wer hat da-
mals angefangen? Wer hat zuerst gesagt . . .?“

„Ich weiß nicht, was ich alles gesagt habe. Laß mich end-
lich in Ruh!“

„Und warum bist du so spät nach Hause gekommen, war-
um bist du so leise zur Tür herein? Hast du nicht etwas ver-
bergen wollen? Oder gar dich!?“

„Ich habe nichts verbergen wollen. Laß mich!“

„Siehst du nicht, daß ich draufgehe, daß ich weine?“

„Gut, du weinst, du gehst drauf. Warum eigentlich?“

„Du bist fürchterlich und du weißt nicht, was du redest.“

Nein, das weiß er nicht. Er hat so oft um Frieden gebeten,
aber sehr oft auch, ohne zu wissen warum, nur um sich end-
lich hinlegen zu können, um endlich das Licht löschen zu
können, die Augen im Dunkeln in jene Ferne richten zu kön-
nen, von der man ihn abbrachte.

Laßt mich in Frieden, so laßt mich doch einmal in Frieden!
Er will wenigstens darüber nachdenken dürfen, warum er es
aufgegeben hat, zu verschwinden, sich unsichtbar zu machen.
Er wird sich nicht klar darüber. Aber es wird sich zeigen.

Wie alle Geschöpfe kommt er zu keinem Ergebnis. Er
möchte nicht leben wie irgendeiner und nicht wie ein Beson-
derer. Er möchte mit der Zeit gehen und gegen sie stehen. Es
lockt ihn, eine alte Bequemlichkeit zu loben, eine alte Schön-
heit, ein Pergament, eine Säule zu verteidigen. Aber es lockt
ihn auch, die heutigen Dinge gegen die alten auszuspielen,
einen Reaktor, eine Turbine, ein künstliches Material. Er
möchte die Fronten und er möchte sie nicht. Er neigt dazu,
Schwäche, Irrung und Dummheit zu verstehen, und er möchte
sie bekämpfen, anprangern. Er duldet und duldet nicht. Haßt
und haßt nicht. Kann nicht dulden und kann nicht hassen.

Auch das ist ein Grund zu verschwinden.

In seinem Tagebuch aus diesem Jahr stehen die Sätze: „Ich
liebe die Freiheit, die doch in allem Feststehenden zu Ende
geht, und wünsche mir schwarze Erden und Katastrophen
aus Licht. Aber auch dort ginge sie zu Ende, ich weiß.“

„Da es keine natürliche Untersagung und keinen natür-
lichen Auftrag gibt, also nicht nur erlaubt ist, was gefällt,
sondern auch, was nicht gefällt (und wer weiß schon, was
gefällt!), sind unzählige Gesetzgebungen und Moralsysteme
möglich. Warum beschränken wir uns auf ein paar vermischte
Systeme, deren noch keiner froh geworden ist?“

„Im Moralhaushalt der Menschheit, der bald ökonomisch,
bald unökonomisch geführt wird, herrschen immer Pietät und
Anarchie zugleich. Die Tabus liegen unaufgeräumt herum wie
die Enthüllungen.“

„Warum nur einige wenige Systeme zur Herrschaft gelang-
ten? Weil wir so zäh festhalten an Gewohnheiten, aus Furcht

vor einem Denken ohne Verbotstafeln und Gebotstafeln, aus
Furcht vor der Freiheit. Die Menschen lieben die Freiheit
nicht. Wo immer sie aufgekommen ist, haben sie sich verwor-
fen mit ihr.“

„Ich liebe die Freiheit, die auch ich tausendmal verraten
muß. Diese unwürdige Welt ist das Ergebnis eines ununter-
brochenen Verwerfens der Freiheit.“

„Freiheit, die ich meine: die Erlaubnis, da Gott die Welt
in nichts bestimmt hat und zu ihrem Wie nichts getan hat,
sie noch einmal neu zu begründen und neu zu ordnen. Die
Erlaubnis, alle Formen aufzulösen, die moralischen zuerst,
damit sich alle anderen auflösen können. Die Vernichtung
jedes Glaubens, jeder Art von Glauben, um die Gründe aller
Kämpfe zu vernichten. Der Verzicht auf jede überkommene
Anschauung und jeden überkommenen Zustand: auf die Staa-
ten, die Kirchen, die Organisationen, die Machtmittel, das
Geld, die Waffen, die Erziehung.“

„Der große Streik: der augenblickliche Stillstand der alten
Welt. Die Niederlegung der Arbeit und des Denkens für diese
alte Welt. Die Kündigung der Geschichte, nicht zugunsten der
Anarchie, sondern zugunsten einer Neugründung.“

„Vorurteile – die Rassenvorurteile, Klassenvorurteile, re-
ligiösen Vorurteile und alle andern – bleiben ein Schimpf,
selbst wenn sie durch Belehrung und Einsicht schwinden. Die
Abschaffung von Unrecht, von Unterdrückung, jede Milde-
rung von Härten, jede Verbesserung eines Zustandes hält doch
noch die Schimpflichkeit von einst fest. Die Schändlichkeit,
durch das Fortbestehen der Worte festgehalten, wird dadurch
jederzeit wieder möglich gemacht.“

„Keine neue Welt ohne neue Sprache.“

Darüber ist es Frühling geworden. Eine Sonnenlache
schwimmt in seinem Zimmer. Auf dem kleinen Platz vor dem

Haus jubeln die Kinder, die Autohupen, die Vögel. Er muß sich zwingen, an dem Brief weiterzuschreiben. „Sehr geehrte Herren . . .“ Er schreibt den Herren nicht, was die Wahrheit ist: daß er aus Gleichgültigkeit, Erschöpfung und weil er nichts mehr besseres weiß, zu Kreuz kriechen will. Ach, was heißt schon „zu Kreuz kriechen“! Nur keine großen Worte mehr! „Auf Ihr freundliches Angebot zurückkommend . . .“ Ist es etwa nicht ein freundliches Angebot? Es wird angemessen sein, und es gibt wirklich keinen Grund, sich zu gut dafür vorzukommen. „Am Ersten des Monats, wie Sie es wünschen, werde ich Ihnen zur Verfügung stehen. Ich hoffe . . .“

Er hofft gar nichts. Er überlegt gar nichts. Mit dem künftigen Ort und der künftigen Arbeit sich zu befassen, wird noch genug Zeit sein. Er ist mit allen Bedingungen einverstanden und stellt selber keine. Er klebt den Brief rasch und ohne Zögern zu und gibt ihn auf. Er packt seine Siebensachen, die paar Bücher, Aschenbecher, das bißchen Geschirr, läßt den Hausverwalter kommen, spricht mit ihm das Inventar durch und verläßt die Wohnung, in der er nicht heimisch geworden ist. Er hat aber noch Zeit bis zu diesem Ersten des Monats und macht darum eine umständliche Anreise, langsam und genießerisch, durch die italienischen Provinzen. In Genua kommt ihn die Lust an, wieder einmal zu wandern wie in seiner Jugend, wie nach der Zeit der Gefangenschaft, als er den Weg aus dem Krieg zurück, in den er mit einem Schnellzug gefahren war, zu Fuß gesucht hatte. Er schickt seine Koffer voraus und geht übers Land, zwischen den erwachenden Reisefeldern, gegen Norden. Und weil er todmüde ist am zweiten Abend von der ungewohnten Anstrengung, tut er, was er auch schon lange nicht mehr getan hat. Er stellt sich an den Straßenrand der Autostraße nach Mailand und versucht, einen Wagen anzuhalten. Es dunkelt, aber niemand will

ihn mitnehmen, bis er, schon ohne Hoffnung, noch einmal einem Auto von weitem winkt. Und dieser Wagen hält an, leise, fast lautlos. Er bringt dem Mann am Steuer, der allein ist, verlegen seinen Wunsch vor, fühlt sich schmutzig wie ein Stromer und setzt sich, deswegen eingeschüchtert, neben ihn. Er sitzt lange schweigsam und sieht manchmal den Mann verstohlen von der Seite an. Er mußte sein Alter haben. Das Gesicht gefällt ihm, die Hände gefallen ihm, die locker auf dem Lenkrad liegen. Sein Blick geht weiter und bleibt auf dem Tachometer liegen, wo die Nadel rasch aufrückt, von hundert auf hundertzwanzig und dann auf hundertvierzig. Er wagt nicht zu sagen, daß er lieber langsamer fahren möchte, daß er plötzlich Furcht hat vor jeder Geschwindigkeit. Er hat es nicht eilig, in ein geordnetes Leben zu kommen.

Der junge Mann sagt plötzlich: „Ich nehme sonst nie jemand mit.“ Und dann, als wollte er sich entschuldigen für sein Fahren: „Ich muß noch vor Mitternacht im Zentrum sein.“

Er sieht wieder den Mann an, der unverwandt nach vorn blickt, wo die Scheinwerfer das schwarze Knäuel aus Wald, Masten, Mauern und Büschen entwirren. Er fühlt sich jetzt ruhiger und seltsam wohl, aber sprechen möchte er gerne und die hellen Augen des Mannes wieder auf sich gerichtet fühlen, die ihn nur kurz gestreift haben.

Ja, hell mußten sie sein, er wollte es so, und er wollte sprechen und den Mann zum Beispiel fragen, ob dieses Jahr auch für ihn so schwer sei und was zu tun sei, was man zu halten habe von allem. In sich begann er dieses Gespräch mit dem Mann zu führen, während sie auf den niedrigen Vordersitzen, wie zwei Schüler, zusammengetan für eine Lektion, durch die Nacht getragen wurden, eine große Nacht, in der alle Gegenstände groß und fremd erschienen. Vor ihnen tauchte ein Lastwagen auf, sie näherten sich ihm schnell,

bogen aus, aber als sie auf gleicher Höhe mit ihm waren, bog auch der Lastwagen aus, um in einen Seitenweg abzuschwenken.

Sie flogen wenige Meter vor und gegen eine Mauer.

Als er wieder zu sich kam, merkte er, daß er aufgehoben wurde; er verlor sofort wieder das Bewußtsein, spürte manchmal leichte Erschütterungen, ahnte für Augenblicke, was mit ihm geschah: er mußte in einem Krankenhaus sein, auf einem fahrbaren Bett, man gab ihm eine Spritze, redete über ihn hinweg. In seinem Kopf lichtete es sich erst, als er im Operationssaal war. Vorbereitungen waren im Gang, zwei Ärzte in Masken machten sich an einem Tisch zu schaffen, eine Ärztin näherte sich ihm, griff nach seinem Arm, rieb darauf herum, es kitzelte ein wenig, war angenehm. Plötzlich fiel ihm ein, daß es ja ernst war, und er dachte ganz still, er würde nicht mehr aufwachen, wenn sie ihn in diesen Schlaf versenkten. Er wollte etwas sagen, suchte mit der Zunge nach seiner Stimme und war glücklich, als er die paar Worte geäußert hervorbrachte. Er bat um ein Blatt Papier und einen Bleistift. Eine Schwester brachte ihm beides, und er hielt nun, während die Narkose ganz langsam zu wirken anfang, den Bleistift, setzte ihn an auf dem Papier, das die Schwester ihm auf einer Unterlage hinhielt. Er strichelte vorsichtig: „Liebe Eltern . . .“ Dann durchkreuzte er die zwei Worte rasch und schrieb: „Liebste . . .“ Er hielt inne und dachte angestrengt nach. Er gab, indem er es zerknüllte, das Papier der Schwester zurück und schüttelte den Kopf, um ihr zu bedeuten, daß es keinen Sinn habe. Wenn er nicht mehr erwachen sollte, konnten auch solche Briefe keinen Sinn mehr haben. Er lag mit schweren Lidern da und wartete, wunderbar erschlaft, die Bewußtlosigkeit ab.

Dieses Jahr hat ihm die Knochen zerbrochen. Er liegt mit ein paar kunstvollen blau-rot unterlaufenen Narben in der

Klinik und zählt die Tage nicht, bis ihm der Gipsanleger abgenommen werden soll, unter dem er zu heilen verspricht. Der Unbekannte – das hat er nun erfahren – war auf der Stelle tot gewesen. Er denkt manchmal an ihn und starrt an die Zimmerdecke. Er denkt an ihn wie an einen, der an seiner Statt gestorben ist, und er sieht ihn vor sich, mit dieser hellen Spannung im Gesicht, den jungen festen Händen am Steuer, sieht ihn auf die Mitte des Dunkels in der Welt zurasen und dort in Flammen aufgehen.

Es ist Mai geworden. Die Blumen in seinem Zimmer werden täglich durch frische und farbigere ersetzt. Die Rolläden sind mittags für Stunden heruntergelassen, und der Duft in dem Zimmer wird bewahrt.

Könnte er jetzt sein Gesicht sehen, so wäre es das eines jungen Menschen, und er würde auch nicht daran zweifeln, daß er jung ist. Denn uralt hat er sich nur gefühlt, als er sehr viel jünger gewesen war, seinen Kopf hängen ließ und die Schultern einzog, weil ihn seine Gedanken und sein Körper zu sehr beunruhigten. Als er sehr jung gewesen war, hatte er sich einen frühen Tod gewünscht, hatte nicht einmal dreißig Jahre alt werden wollen. Aber jetzt wünschte er sich das Leben. Damals hatten in seinem Kopf nur die Interpunktionszeichen für die Welt geschaukelt, aber jetzt kamen ihm die ersten Sätze zu, in denen die Welt auftrat. Damals hatte er gemeint, alles schon zu Ende denken zu können, und hatte kaum gemerkt, daß er ja erst die ersten Schritte in eine Wirklichkeit tat, die sich nicht gleich zu Ende denken ließ und die ihm noch vieles vorenthielt.

Lange hatte er auch nicht gewußt, was er glauben sollte und ob es nicht überhaupt schmachhaft war, etwas zu glauben. Jetzt begann er sich selbst zu glauben, wenn er etwas tat oder sich äußerte. Er faßt Vertrauen zu sich. Den Dingen, die er sich nicht beweisen mußte, den Poren auf seiner Haut, dem

Salzgeschmack des Meeres, der fruchtigen Luft und einfach allem, was nicht allgemein war, vertraute er auch.

Als er kurz vor seiner Entlassung aus der Klinik zum erstenmal in einen Spiegel sah, weil er sich die Haare selber kämmen wollte, und sich, wohlbekannt und zugleich ein wenig durchsichtiger, vor dem Kissenberg im Rücken aufgerichtet erblickte, entdeckte er inmitten der verklebten braunen Haare ein glänzendes weißes Etwas. Er befühlte es, rückte mit dem Spiegel näher: ein weißes Haar! Sein Herz schlug im Hals.

Er blickte das Haar töricht und unverwandt an.

Am Tag darauf nahm er wieder den Spiegel vor, fürchtete, mehr weiße Haare zu finden, aber da lag wieder nur das eine, und dabei blieb es.

Endlich sagte er sich: Ich lebe ja, und mein Wunsch ist es, noch lange zu leben. Das weiße Haar, dieser helle Beweis eines Schmerzes und eines ersten Alters, wie hat es mich nur so erschrecken können? Es soll stehenbleiben, und wenn es nach ein paar Tagen ausgefallen ist und so rasch kein anderes mehr erscheint, werde ich doch einen Vorgeschmack behalten und nie mehr Furcht empfinden vor dem Prozeß, der mir leibhaftig gemacht wird.

Ich lebe ja!

Er wird bald geheilt sein.

Er wird bald dreißig Jahre alt sein. Der Tag wird kommen, aber niemand wird an einen Gong schlagen und ihn künden. Nein, der Tag wird nicht kommen – er war schon da, enthalten in allen Tagen dieses Jahres, das er mit Mühe und zur Not bestanden hat. Er ist lebhaft mit dem Kommenden befaßt, denkt an Arbeit und wünscht sich, durch das Tor unten bald hinausgehen zu können, weg von den Verunglückten, den Hinfälligen und Moribunden.

Ich sage dir: Steh auf und geh! Es ist dir kein Knochen gebrochen.

Wenn wir uns, wie zwei Versteinte, zum Essen setzen oder abends an der Wohnungstür zusammentreffen, weil wir beide gleichzeitig daran denken, sie abzusperren, fühle ich unsere Trauer wie einen Bogen, der von einem Ende der Welt zum anderen reicht – also von Hanna zu mir –, und an dem gespannten Bogen einen Pfeil bereitet, der den unbewegten Himmel ins Herz treffen mußte. Wenn wir zurückgehen durch das Vorzimmer, ist sie zwei Schritte vor mir, sie geht ins Schlafzimmer, ohne „Gute Nacht“ zu sagen, und ich flüchte mich in mein Zimmer, an meinen Schreibtisch, um dann vor mich hinstarren, ihren gesenkten Kopf vor Augen und ihr Schweigen im Ohr. Ob sie sich hinlegt und zu schlafen versucht oder wach ist und wartet? Worauf? – da sie nicht auf mich wartet!

Als ich Hanna heiratete, geschah es weniger ihretwegen, als weil sie das Kind erwartete. Ich hatte keine Wahl, brauchte keinen Entschluß zu fassen. Ich war bewegt, weil sich etwas vorbereitete, das neu war und von uns kam, und weil mir die Welt zuzunehmen schien. Wie der Mond, gegen den man sich dreimal verbeugen soll, wenn er neu erscheint und zart und hauchfarben am Anfang seiner Bahn steht. Es gab Augenblicke der Abwesenheit, die ich vorher nicht gekannt hatte. Selbst im Büro – obwohl ich mehr als genug zu tun hatte – oder während einer Konferenz entrückte ich plötzlich in diesen Zustand, in dem ich mich nur dem Kind zuwandte, diesem unbekanntem, schemenhaften Wesen, und ihm entgegenging mit all meinen Gedanken bis in den warmen lichtlosen Leib, in dem es gefangen lag.

Das Kind, das wir erwarteten, veränderte uns. Wir gingen kaum mehr aus und vernachlässigten unsere Freunde; wir